

das Schreckenswort: „Diebin!“ zuzulüftern. Da schreckte sie endlich die höhrende Stimme des Juweliers aus ihrer Betäubung empor, welcher mit spöttischem Lächeln ihr laut zurief: „Nun Mademoiselle, ist's gefällig, Ihr Geld zu nehmen?“ und als sie seiner Aufforderung noch immer nicht Folge leistete, fuhr er heftiger fort: „Nun, was soll's noch? träumen Sie? der Laden wird gleich geschlossen werden — gute Nacht!“ und mit befehlendem Winke zeigte er nach der Thür. Noch immer aber war Emilie sich ihrer Sinne nicht bewußt; mechanisch ergriff sie mit der Rechten das vor ihr liegende Geld und mit einer unwillkürlichen Neigung des Hauptes verließ sie wankend den Laden. Als sie die Straße erreicht hatte, schöpfte sie tief Athem und die frische Abendluft kühlte ihre brennende Stirn. Der erste Gedanke, den ihre vom Schrecken entfesselte Seele ihr eingab, war schleunige Flucht, und mit geflügelten Schritten eilte sie die lange Straße hinab. Doch noch lange hatte sie die Gegend nicht erreicht, in welcher ihre Wohnung lag, als auch schon das entsetzliche Gewicht der Schuld sich an ihre Fersen heftete, und immer langsamer vorwärts schreitend, blieb sie endlich, wie gelähmt, an einer Straßenecke stehen. Noch hielt sie das Kreuzchen im zusammengeballten Tuche verborgen, in ihrer Linken, fest gegen die Brust gedrückt. Schon kam ihr der Gedanke, es von sich zu werfen; doch wie hätte sie es über sich gewinnen können, das theure Kleinod im Kothe zu wissen, den Tritten der Vorübergehenden Preis gegeben. Endlich, nachdem sie es unter Thränen wiederholt an ihre Lippen gedrückt, entschloß sie sich, zurückzukehren. Ferdinand, ihrem Verfolger, hätte sie um keinen Preis ihr unwillkürliches Verbrechen zu entdecken vermocht; aber den alten Juwelier wollte sie um eine Unterredung bitten und ihm offen und reinig Alles bekennen. Muthig und mit erleichtertem Herzen flog sie zurück; doch es war zu spät; eben wurde der Laden geschlossen und der Bursche, welcher von außen die Schrauben in die eiserne Thür schob, meldete ihr: der alte Herr sei bereits nach dem Casino gegangen, doch der junge Herr sei noch zu Hause. — „Nein! Nein! Ihm kann ich mich nicht entdecken! Er würde meine Schwäche zu seiner Rache benutzen und mich verderben!“ flüsterte sie leise vor sich hin und ging, ihren geraubten Schatz fest an's Herz gepreßt, trostlos nach ihrer Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Künstler.

Von Ludwig Horenburg.

(Beschluß.)

Der Herr von Linden nahm diesen Vorschlag gern an, es war ihm schon lange nicht recht behaglich in dem frommen Dufte der alten Dame, und so verließen die drei Herren das Zimmer. Herr Denich hatte mehrere Figuren modellirt, welche die Aufmerksamkeit des Herrn von Linden ganz in Anspruch nahmen, und so verging ihnen auch hier ein Stündchen in angenehmer Abwechslung.

„Geben Sie mir nur Nachricht, wann Sie Zeit haben, lieber Denich,“ unterbrach Herr von Linden seine Beschauung, „ich schicke Ihnen dann meine Equipage und Sie können mit Frau und Kindern aufpacken, Platz habe ich genug, um Sie so lange beherbergen zu können, wie es Ihnen bei mir gefallen wird, und von ganzem Herzen wünsche ich, daß das recht lange dauern mag.“

„Die Tage werden jetzt länger,“ sagte Herr Denich, „der Monat Mai ist nahe, deshalb muß ich zu meiner Sommerarndte wandern, damit wir im Winter leben können.“

„Aber wird Ihnen nicht bange, so lange von Ihrer Frau getrennt zu sein?“ fragte Herr von Fernbach.

„Daran sind wir schon gewöhnt,“ seufzte Herr Denich, „dem armen Künstler bleibt nichts übrig als das Land zu durchziehen, um die geringen Früchte zu sammeln, welche ihm seine Kunst erwirbt.“

„Denich, Sie sollten wirklich nach Berlin übersiedeln,“ ermahnte Linden, „in der Residenz wird Ihre Kunst gewürdigt, auch verdienen Sie dort immer mehr als hier, selbst wenn Sie bei einem etablirten Meister arbeiten müßten.“

„Sie haben wohl Recht, Herr von Linden,“ seufzte Denich; „aber meine Frau will die Plätze nicht gern verlassen, wo sie seit ihrer Kindheit gelebt hat, und da ich ihr keine glänzende Lage bieten kann, so muß ich doch wenigstens ihren bescheidenen Wünschen nachkommen.“

„Das nenne ich eine Liebe,“ rief Herr von Linden, „so kann aber auch nur ein wahrer Künstler lieben, alle anderen Menschen kleben an der Prosa